

Aus Anlaß von Jacques Derridas Lektüre des “Falls de Man” kommissioniert von der *Neuen Zürcher Zeitung* im Herbst 1988; aus aus Gründen der Opportunität von dieser Zeitung nicht gedruckt, sondern nur im MS zirkuliert.

Anselm Haverkamp

Einerseits/Andererseits im “Fall de Man”

Jacques Derrida, *Unrecht mit Gerechtigkeit vergeltend*¹

Der “Fall Paul de Man” (NZZ vom 17.2.88)² – Sturm im Wasserglas, Aufregung für Philologen, von der kaum der Name in Erinnerung geblieben ist? So könnte es aussehen. Als Anfang des Jahres der Name de Man zum ersten Mal über engere Fachkreise hinaus bekannt wurde, trafen sich sehr unterschiedliche Interessenlagen. Im Einzugsbereich der Affaire Waldheim und des deutschen Historikerstreits, im Dunstkreis des erneut in die Öffentlichkeit geratenen Falles Heidegger, war ein weiteres Stück unbewältigter Vergangenheit zur Kenntnis zu nehmen. Für die “New York Times” war allein das Etikett des “Yale Professors” die Titelseite wert gewesen. Der aufmerksamen kulturpolitischen Szene der Vereinigten Staaten, abgemagert in einigen kontroverse-armen Jahren, kam die Entdeckung ehemaliger “Nazi-Affiliationen” des Yale Professors de Man gerade recht, um die bislang nur unter Linksverdacht stehende “Dekonstruktion”, de Mans beängstigend erfolgreichen Beitrag zu einer traditionell formalistischen Literaturkritik, dem “New Criticism,” endgültig auf die Seite “unamerikanischen Verhaltens” umbuchen und abtun zu können.

Kontext einer Krise

Seither steht der Name de Man de facto unter Quarantaine. Ohne kritischen Kommentar, politische Absichtserklärung oder ähnliche Vorkehrungen kann man seine eben noch maßgeblichen wissenschaftlichen Schriften nicht mehr zitieren: so der probate Ausweg einer routiniert geübten Kunst, “es nicht gewesen zu sein,” die hier Imperativ ist. Der Eingeweihte weiß natürlich, welches Zitat, welche Anmerkung im Stillen zu ergänzen ist. Eine zunehmend groteske Situation, denn nach anderthalb Jahrzehnten ungebrochener Aktualität und zunehmender Etabliertheit der Dekonstruktion beinhaltet der Faschismusvorwurf nicht weniger als das Eingeständnis, “es nicht gemerkt zu haben” – was Imperativ gewesen wäre, hätte es mit dem Vorwurf etwas auf sich. Die Blamage bedeutet, schlimmer noch, Unfähigkeit zu dem, was hier die Profession sein soll: kritisches Lesen.

Der Diskussionsstand eines Jahrzehnts läßt sich schwer verleugnen, noch auch die Fruchtbarkeit des durch de Man beflügelten intellektuellen Klimas widerrufen. Genau darum aber ist es dem erneut auflebenden Anti-Intellektualismus zu tun, der sich im Erfolg von Allan Blooms *The Closing of the American Mind* (1987) sonnt. Ein gründlich verunsicherter Pragmatismus auf der einen Seite, ein politisch ermunterter religiöser Fundamentalismus auf der anderen Seite machen es den “Humanities” schwer genug sich zu behaupten. Auf diesen bildungspolitischen Fluchtpunkt hat jüngst Jonathan Culler, Standard-Autor Nr. 1 in Sachen “Deconstruction,” seine

¹ Jacques Derrida, “Like the Sound of the Sea Deep within a Shell: Paul de Man’s War,” *Critical Inquiry* 14 (1988), S. 590-652: 623, im folgenden S. 601, 631.

² Anselm Haverkamp, “Der Fall de Man,” *Neue Zürcher Zeitung*, 17.2.1988.

Diagnose des Falls de Man in Amerika gebracht.³ Dem prinzipiell guten, wenn auch weltweit in Diskredit gefallenen Gewissen der Amerikaner waren Intellektuelle europäischer Prägung lange Zeit als “Kommunisten” verdächtig; wieviel plausibler, wenn sie sich als alte “Nazis” herausstellen.

Das alles ist diesseits des Atlantiks wenig oder das Gegenteil von “plausibel.” Nazis haben nach hiesigen Erfahrungen wenig Ähnlichkeit mit Intellektuellen, sind auch nicht als Bedrohung “gesunden Volksempfindens” bekannt, sondern als dessen Ideologen. Aus ihrem Wortschatz stammt das Stichwort der “Zersetzung,” das nun mit “Deconstruction” in Verbindung gebracht wird. Wobei entscheidend ist, daß nicht sie, die Nazis, “zersetzten,” sondern diesen Vorwurf an die Adresse derer richteten, denen jetzt Dekonstruktion vorzuwerfen ist, der Intellektuellen. Kein Wunder, daß in Europa der Fall de Man nur als eine fiktive Größe gehandelt werden kann, bei totaler Unkenntnis des Mannes wie des Werks und seiner Wirkung. Anders als im Fall Heidegger, den man schlecht “wegdenken” kann aus der Philosophie der Gegenwart, meint man im Fall des unbekanntenen Paul de Man ein Übel vorweg verhindern, unnötige Holzwege von vorneherein vermeiden zu können. Man tut dies um den Preis einer Problematik, an der – wie am Fach Literaturwissenschaft insgesamt – soviel nicht gelegen ist und über deren Zusammenhang mit der eben wieder ins Bewußtsein getretenen “Krise der Geisteswissenschaften” man sich ungern klar wird.

Verlegenheit einer Generation

Als die “Frankfurter Allgemeine” die ersten haltlosen, inzwischen als unhaltbar erwiesenen Spekulationen zum Fall de Man der amerikanischen Presse entnahm, Irrtümer nachträglich eingestand und aufrecht erhielt (FAZ vom 10.2. und 24.2.88), also insbesondere die Behauptung eines “extremen Antisemitismus” und “überzeugten Nationalsozialismus” des zwanzigjährigen de Man, sowie – daraus abgeleitet – Mutmaßungen über eine geradezu monströse Charakterlosigkeit, schien das dem offensichtlichen Zweck zu dienen, eine Scharte auszuwetzen im kaum überstandenen Historikerstreit. Bei diesem handelte es sich um eine immerhin klar geschnittene Kontroverse über verfehlte Verschönerungsarbeiten an der deutschen Vergangenheit. Das Versäumte in dieser Kontroverse nachzuholen, schien der Belgier Paul de Man der rechte Fall. Abermals hätte man sich bei der FAZ nicht *mehr* vertun können. Denn es bedarf schon eines gehörigen Zynismus, die sprichwörtliche “Unfähigkeit” der Deutschen, mit ihrer Vergangenheit zurecht zu kommen (“Unfähigkeit zu trauern,” wie die Mitscherlichs sagten), am problematischen Beispiel ausgerechnet belgischer Kollaboration profilieren zu wollen, an Umständen, deren Zwangscharakter durch eine deutsche Invasion und deutsche Militärverwaltung man sich als Deutscher schlechterdings nicht überheben sollte. Was die Deutschen selbst angeht, bleibt der Fall Heidegger unumgänglich. Mit der Situation eines Rektors der Universität Freiburg hat der Fall de Man wenig gemein.

³ Jonathan Culler, “Paul de Man’s Contribution to Literary Criticism and Theory,” *Critical Projections*, ed. Ralph Cohen (New York: Methuen, 1988),.

Mit Heidegger indessen ist auf dem deutschen Markt nicht mehr viel anzufangen; de Man fungiert hier geradezu als Lückenbüßer, während in Frankreich der Fall Heidegger hohe Wellen schlägt. Was dort so plötzlich “neu” erscheint, ist in Deutschland freilich nur zu bekannt. Die fraglichen Enthüllungen des umstrittenen Heidegger-Buchs von Farias, so muß man zugeben, waren beim Stand der vorhandenen Erkenntnisse zu unsolide, um im Inland Interesse oder auch nur einen Verleger zu finden. Soviel so gut. Doch ist so die Müdigkeit, sich auf das Thema erneut einzulassen, nicht miterklärt. Sie zeugt von einer Verlegenheit, die tiefer geht. An sie ist besser nicht rühren. Von ihr sind noch zu viele, sei es auch in der zweiten Generation, betroffen. Sie *ist*, genau besehen, die Verlegenheit der zweiten und dritten Generation. Sie läßt sich als Last nicht weitertragen, aber auch nicht keck abwälzen auf belgische Kollaborateure.

Was Heidegger angeht, so kann man sich nicht nur mit allgemeiner Bekanntheit der faschistischen Gefahrenmomente seiner Philosophie trösten, sondern auf die Läuterung hoffen, die solche Anfälligkeit mittlerweile durch die Heidegger-Rezeption erfahren hat. Was de Man betrifft, so liegt die Ironie dieser Rezeptionsgeschichte darin, daß nicht zuletzt *er* wesentlichen Anteil hatte an der kritischen Durchsicht der Heideggerschen Philosophie. Mitte der 50er Jahre war es sein gründlicher, in Deutschland kaum zur Kenntnis genommener Einspruch gegen Heideggers Hölderlin-Lektüre, der wichtige Anstöße von der Konsequenz falscher Antworten und fataler Schlußfolgerungen zu unterscheiden lehrte. Es ist fraglich, wie Christopher Norris in der “London Review of Books” (im Februar dieses Jahres) versucht hat, de Mans Heidegger-Kritik zum Umschlagspunkt in der Karriere de Mans zu erklären; aber ein Anhaltspunkt für die seinen späteren Schriften implizite Auseinandersetzung mit Voraussetzungen faschistischer Ideologie ist sie allemal.⁴ In einer seiner letzten, noch unveröffentlichten Arbeiten, die unter dem Titel *Aesthetic Ideology* stehen, einem Essay über “Kant und Schiller” (Vortrag aus dem Jahr 83), handelt de Man von dem notorischen Gemeinplatz der “Ästhetisierung der Politik” und den gravierenden Mißverständnissen, unter denen er sich im Ausgang von Kant und Schiller im Faschismus herstellt (dem Schiller-Kommentar der Herausgeberin Elizabeth Wilkinson folgend, endet de Man mit der Schiller-Rezeption in Goebbels Roman *Michael* von 1929).⁵

Reaktionsbildungen auf den Faschismus

Für jemanden, der sich auf das Werk Paul de Mans in seinen späteren Phasen eingelassen hat, ist es deshalb keine so große Überraschung, Reaktionsbildungen auf das faschistische Textmilieu vorzufinden, an dem die Artikel des jungen de Man Anteil hatten. Genauer als man es erwartet hätte, hat de Man in seinen späteren Werken die Erfahrung des Faschismus verarbeitet. Etwa als er dem letzten Kapitel seiner *Allegories of Reading* (1979, in der deutschen Ausgabe nicht enthalten), dem Kapitel über “Entschuldigungen” in Rousseaus *Confessions*, einen exemplarischen Einleitungsparagrafen über Michel Leiris’ Vorwort zu *L’age de l’homme*

⁴ Christopher Norris, “Paul de Man’s Past,” *London Review of Books* 10/3 (4.2.88), S. 7-11.

⁵ Paul de Man, “Kant and Schiller” (Messenger Lectures, Cornell University, März 1983), *Aesthetic Ideology*, ed. Andrzej Warminski (Minneapolis MN: University of Minnesota Press 1996).

(1946) voransetzte, des Mitarbeiters und späteren Herausgebers der Résistance-Zeitschrift "Messages", an deren Publikation de Man nicht unbeteiligt war. De Man versah dies Leiris-Zitat mit einer scheinbar überflüssigen Fußnote. Die von ihm zitierte Stelle über den notwendig politischen Charakter der Autobiographie von Leiris stamme aus dem Jahr 1945, "unmittelbar nach dem Krieg." Liest man den Kontext des Zitats nach, findet man als Index des behandelten Zusammenhangs von Autobiographie und Politik die politische Situation der Résistance nach dem Krieg wieder, für die der Name Leiris steht.

Der unentwegte Vorwurf von der unhistorischen oder gar a-historischen Methode des Literaturwissenschaftlers de Man, stellt sich bei näherem Hinsehen als ein unhaltbares Vorurteil heraus. In Auseinandersetzung vornehmlich mit dem amerikanischen "New Criticism," der seinerseits eine in den 30er Jahren in Europa abgebrochene Tradition des Formalismus und Strukturalismus in sich aufgenommen hatte, macht de Man eine radikalere Geschichtlichkeit historischer Abbrüche und versteckter Kontinuitäten thematisch, als sie deutsche Geistesgeschichte wahrhaben kann. Sie hat in der Struktur literarischer Texte ihre *Spuren* hinterlassen, die ein anderes Lesen erfordern als handfeste Begriffe: nicht in dem was sie *sagen*, sondern in dem was sich auf der Rückseite ihrer "Bedeutung" der Form ihres Gesagteins *eingeschrieben* hat. Kein Wunder, daß in einer die hergebrachte ästhetische Harmonie von Form und Inhalt, Struktur und Bedeutung störenden, ihr mißtrauenden Analyse Literatur zum Organon auch und zuvörderst von Ideologiekritik wird, nicht zuletzt auch einer Ideologiekritik der faschistischen Formationen.

Die Verteidigung der Literaturtheorie Paul de Mans sollte hier ein leichtes Spiel haben. Zu leichtes Spiel, will es scheinen, denn es erlaubt, mit der Methode die eigene Haut in Sicherheit zu bringen, ohne sich über den historischen Ort dieser Sicherheit klar werden zu müssen. So weiß Hans-Thies Lehmann im "Merkur" (vom Juni dieses Jahres) die Theorie der Dekonstruktion eindrucksvoll zu entlasten und die Rettung des späteren Wissenschaftlers de Man zur Abweisung falscher Vorurteile zu nutzen.⁶ Aber mit "De Mans Lavieren," wie er sagt, der "opportunistischen Strategie, mit der de Man versucht, seine kulturpolitische Kollaborationstätigkeit mit einem Minimum an ideologischer Anpassung zu vereinbaren" ist nicht so leicht zurecht zu kommen – besonders da nicht, wo sich die Kollaborationsartikel in ebenso raffiniertem wie entschiedenem Widerspruch zur Nazi-Ideologie zeigen. Was unerklärlich und folglich unverzeihlich bleibt an solch wohl kalkulierter Anpassungsleistung, ist die offenbare "Kälte," ein "Zynismus" in nicht nachvollziehbarer Hinsicht: "scharfsinnige Kompetenz," schreibt Lehmann im Blick auf den einen, alles entscheidenden, antisemitischen Artikel, "die Hilfe für Massenmörder wird." Der Schluß vom kalten Scharfsinn auf zynische Beipflichtung zum Mord, der im Fall de Man zum Standard-Argument geworden ist, rechnet mit verweigerter Einfühlung: wer diese nicht hatte, darf jetzt nicht darauf hoffen. Ob wir mit diesem Schluß recht tun, ist aber die Frage.

⁶ Hans-Thies Lehmann, "Paul de Man: Dekonstruktionen," *Merkur*, Heft 472 (Juni 1988), S. 445-460: 459.

Eine Frage der Moral

Gewiß, eine unumgängliche Moral ist zu absolvieren: "Das Datum Auschwitz erlegt uns die Verpflichtung zur engagierten Parteinahme auf." Und zu Recht verbindet Lehmann mit dieser Auflage die Frage nach den Grundlagen dieser Moral, sei "die Anklage als Warnung auf den *eigenen Ort* zurückzubeziehen." Was folgt daraus im Fall de Man? Reicht eine abermals scharfsinnige Kompetenz aus, die Unschuld der Dekonstruktion und derer, die sie betreiben, von der Schuld ihres Begründers zu scheiden? Läßt sich im kräftigen Bekennen dieser *seiner* Schuld die eigene Unschuld beglaubigen? Jacques Derrida, in seiner Kindheit unter den jüdischen Verfolgten, später Mitbegründer dessen, was nun Dekonstruktion heißt, will sich so nicht aus der Affaire ziehen. Er hat allen Grund, aber auch allen Mut, den toten Freund so leicht nicht aufzugeben.

"One must have the courage to answer injustice with justice." Mit diesem bemerkenswerten Satz hebt Derrida die Debatte auf ein anderes Niveau. Die moralische Autorität, mit der er es tut, steht in krassem Gegensatz zu den gegenteiligen Unterstellungen, die seit langem seiner Philosophie die Moral absprechen wollen. Sie ist umso eindrucksvoller, als sie nicht nur anderes, Neues zum Fall de Man zu bedenken gibt, sondern *wie* aus ihm zu lernen sei einer neuen Überlegung wert macht. In einem lange angekündigten, dann im Handumdrehen vergriffenen Artikel der amerikanischen Fachzeitschrift "Critical Inquiry" (vom Mai 88), der soeben im Anhang der französischen Ausgabe (demnächst auch der deutschen Ausgabe) von Derridas älteren *Mémoires pour Paul de Man* (amerikanisch zuerst 1986) einem breiteren Publikum zugänglich geworden ist, tut Derrida nicht nur das Seine, um den verstorbenen Freund vom handlichen Rufmord und wohlfeiler Entrüstung ein Stück weit in Sicherheit zu bringen; er macht deren Moral mit zum Gegenstand der Analyse.

Derrida wäre nicht Derrida, wollte er im ungewohnten Metier der Berichterstattung verharren. Die bislang ausführlichste Darstellung des Falls de Man gerät unter seiner Hand zu mehr als zur Widerlegung der nach wie vor hartnäckig sich haltenden Falschmeldungen. Immerhin ist er auch hierin nicht ohne Erfolg, wie die erste Reaktion von "Le Monde" zeigt (am 23.9.88). Das ist umso bemerkenswerter, als sich in Paris die Aktualität des Falles Heidegger nicht zuletzt aus Ressentiments gegen Derridas Philosophie herleitet, diese aber sich aus denselben Quellen speisen, die Heidegger hierzulande vergessen und de Man verurteilen lassen.

Derrida - und das ist neu - nimmt die Hypothek zum Ausgangspunkt, die die Lage bislang so verworren, ein abgewogenes Urteil so aussichtslos macht: die Hypothek des vergangenen Krieges. Es ist "Paul de Mans Krieg," wie er sagt, den wir vergeblich hinter uns wähen, der uns nachgeht, den wir noch im Zustand perfekter Verdrängung weiterführen, wiewohl er doch unser Krieg nicht mehr ist, sondern der unserer Väter. (Nicht von ungefähr setzt Derrida mit einer Analyse der Personal-pronomina ein.) Unter der extrem ungleichen, prinzipiell a-symmetrischen Belastung von Schuld und Verwundung, die dieser Krieg bei denen hinterlassen hat, die ihn

nachträglich unmöglich gewollt haben können, besteht Derrida darauf - und das erwarten die wenigsten von ihm - "gleichwohl zu *verstehen*."

Er geht dieses Unternehmen ("one must still analyze and seek to understand") ohne viel theoretisches Federlesen an, aber nicht ohne den nötigen rhetorischen Aufwand, den heutzutage Betroffenheit verlangt, will sie ernst genommen werden. Natürlich ist er betroffen, und das muß viele beschämen, denen die Gesten der Betroffenheit so leicht von der Hand gingen und zu eilfertigen Urteilen wurden. Wer wollte nicht der Verurteilung jeder Kollaboration mit den Nazis beistimmen; wer teilte nicht den Abscheu vor jeder Form des Antisemitismus? Indessen, nicht die Einmütigkeit solcher Urteile und solchen Abscheus steht infrage, sondern das uneingeschränkte Zutreffen der Vorwürfe in diesem Fall.

Eine Frage des Lesens

Presse und Öffentlichkeit, denen an scharf geschnittenen Alternativen gelegen ist, haben wenig Lust, in den historischen Spiegel zu schauen. Diesen Blick erspart ihnen Derrida nicht. Es sei nicht allein Paul de Mans Problem, das zur Verhandlung stehe, sondern das Problem der "zweideutigen Struktur aller politisch-philosophischen Diskurse," die an diesem Fall bis heute beteiligt seien. Eine Frage des *Lesens* also, der Analyse einer "ideologischen Konfiguration," deren Logik und Semantik sich Derrida hier nicht zum ersten Mal widmet. Eben erst war er mit Argumenten und Begriffen derselben Ideologie am Beispiel Heideggers in ein philosophisches Gericht gegangen, das an Gründlichkeit im Detail und an Deutlichkeit im Befund nichts zu wünschen übrig läßt (De l'ésprit, 1987).

Einer Gründlichkeit und Deutlichkeit allerdings, die sich nicht ummünzen läßt in probate Verurteilungen des Typs Philosophie, für den der Name Heidegger steht: eines Typs Philosophie, den Nietzsche ankündigt, den Heidegger diskreditiert, den Derrida – so steht zur Debatte – dieser alten Belastungen zu entledigen versteht. Denn wie sich Derridas Philosophie zu dieser Vergangenheit Nietzsches und Heideggers verhält, wie seine Philosophie die Anfälligkeit ihrer Philosophie abweisen kann, das ist die einzig interessante Frage in der neuesten Pariser Aufregung. Die Beantwortung dieser Frage in die dürre Alternative "vernünftiger Intersubjektivität" hier (in Frankfurt zum Beispiel) und "unvernünftiger Irrationalität" dort (in Paris natürlich) zu pressen, kann gerade im Namen der beanspruchten Vernunft nicht angehen. Den beschworenen Konsens könnte noch das zweifelsfreie Fazit nicht befriedigen, daß die Philosophie Derridas die entscheidende nicht-mehr-faschistische oder die schlechthin anti-faschistische Metamorphose der Philosophie Nietzsches und Heideggers darstellte. Abgesehen davon daß man Heidegger zuviel und Derrida zuwenig Ehre antäte, wollte man beider Werk in einer solchen Umwandlung und Reinigung aufgehen lassen.

In einer Auseinandersetzung wie der skizzierten muß der Fall de Man zu einer Art Prüfstein werden für Derridas Fähigkeit zur Analyse. Es ist offenbar nicht so, wie die einen befürchten und andere erhoffen, daß in der Abhängigkeit des jungen de Man vom faschistischen Textmilieu der Zeit sich prä-dekonstruktive Züge nachweisen ließen. Allenfalls ein mehr oder minder

bewußtes, ein mehr oder minder bravouröses Umgehen mit jener “Zweideutigkeit” der kulturpolitischen Diskurse, die Derrida an de Mans frühen Artikeln herausarbeitet. Einer “Zweischneidigkeit” genauerhin, die sich weniger vermied, als auf des Messers Schneide gebracht sieht in de Mans Texten. Nicht immer bravourös allerdings, sondern oft auch sehr blaß und in einem Fall verheerend. Zu Beschönigungen, wie Derrida unterstreicht, ist kein Anlaß. Kein Grund, die “scharfsinnige Kompetenz” zu beglückwünschen, die so viele zu quittieren bereit sind, um desto bedenkenloser zu einer Verurteilung ansetzen zu können. Wenn beim jungen de Man auch eine gewisse Überheblichkeit im Spiel war und eine Reihe virtuoser Spitzen bemerkenswert bleibt, so war doch im Schnitt zu Erfolgsmeldungen kein Anlaß; allenfalls ein ebenso beharrliches wie erfolgloses Abarbeiten an der öden Materie vorliegender Gemeinplätze, unglücklicher “idées reçues” scheint der Rede wert. Was bleibt, ist die Niederlage eines fatalen jugendlichen Ehrgeizes, sich unter solchen Umständen mit Ironie aus der Affaire ziehen zu können. Hybris, übrigens, bleibt eines der grundlegenden Themen des Literarkritikers de Man.

Die Minimalbedingung des Widerstands

Derrida hat an drei der frühen Artikel das “einerseits/andererseits” aufgewiesen, in das der heutige Leser sich gebracht sieht, an Stichworten wie dem “ordre nouveau” der französischen 30er Jahre, aber auch am offenen Antisemitismus des Artikels über die Rolle der Juden in der modernen Literatur. Daß ein Stück wie dieses so leicht nicht zu entschuldigen ist; daß es um Entschuldigung in einem Fall wie diesem gar nicht gehen kann - bei aller Doppelbödigkeit der Behandlung, trotz aller offenbaren Distanzierungsmomente und einer schwer einzuschätzenden Gegenläufigkeit der Argumente, liegt auf der Hand. Es kann sich hier nur um verfehlte, leerlaufende Ironie handeln, die sich nicht an den eigenen Haaren aus dem Sumpf ziehen kann, in den sie sich begeben hat und in dem sie, sei es auch ungewollt, stecken geblieben ist. Indessen nicht die Geburt der Dekonstruktion aus dem Ungeist des Faschismus läßt sich so illustrieren, allenfalls die Notwendigkeit von Dekonstruktion unter totalitären Bedingungen.

So Derridas Tendenz, als er seinerseits zum Angriff übergeht und die Dekonstruktion zur Minimalbedingung eines erfolgreichen Antifaschismus erklärt, zur Voraussetzung des Erkennens und Abwehrens totalitärer Risiken. Die Erfahrung des Faschismus, eines eklatanten Versagens unter Bedingungen der Kollaboration lag der “Entdeckung” der Dekonstruktion voraus. Diese verschwiegene, in ihrer Verschwiegenheit skandalisierende Voraussetzung liest sich heute deutlich genug in den späteren Schriften de Mans. Warum so verschwiegen, warum so skandalös, ist die Frage auf die eine historisch gerechte Antwort immer noch aussteht. Es ist die nachgerade kriminalistische Pointe des Aufsatzes von Derrida, daß er sich nicht mit dem widersprüchlichen Status möglicher “Bekanntnisse” und “Entschuldigungen” behilft, sondern seine Rahmenerzählung mit dem offenen Stand der Ermittlungen im Fall de Man beendet. Keine Pauschalentlastung, aber ein deutliches Fragezeichen, mit dem Zusatz “fortzusetzen.”

Bei aller Notwendigkeit genauen und gerechten Lesens ist es im Fall des jungen de Man mit immanenter Analyse und Kontextvergleichen allein nicht getan. Typischerweise hängt in Zeiten wie diesen viel an Ungesagtem, schwer zu Erschließendem, vor dessen Hintergrund Gedrucktes

ein anderes Gewicht erhält oder auch in unauflösbare Widersprüche gerät. Derridas Andeutungen geben ein Rätsel auf, das er selbst rätselhaft genug zu bedenken gibt. Er schließt seinen Bericht mit einem Telefongespräch, das er mit Georges Lambrichs geführt hat in dieser Sache, einem Bekannten de Mans aus jenen Kriegstagen in Brüssel, nach dem Krieg Direktor der "neuen" N.R.F. beim Pariser Verlagshaus Gallimard. Die Rede ist von de Mans gleichzeitiger Kollaboration an ganz anderen Projekten, der Herausgabe der *résistance*-nahen literarischen Zeitschrift "Messages" (mein Bericht davon in der NZZ vom 17.2.88), genauer eines Heftes mit dem Titel "Exercice du silence." Das Ohr an den Hörer gepreßt, so erzählt Derrida, habe er sich des Titels vergewissert, eines Titels von höchster Signifikanz für den literarischen Widerstand damals, wie für den Fall de Man heute. Er habe das Ohr an den Apparat gepreßt wie an die Muschel, die im Titel seines Aufsatzes steht, eine Muschel, in der das Rauschen des Meeres einem unverständlichen, indifferenten Schweigen gleicht: "Like the Sound of the Sea Deep within a Shell."

Verwehte Spuren

Das Zitat, das Derrida über seine Nachforschungen setzt, um am Ende zu ihm zurückzukehren, nimmt ein ironisches Zitat zum Vorbild, mit dem der Rezensent de Man seinerzeit dem Kollaborateur Montherlant die Bedeutungslosigkeit seines falschen politischen Engagements vorgehalten hatte. Dessen Alternative wiederum führt das fragliche Heft von "Messages" in seinem ebenso paradoxen wie programmatischen Titel: "Exercice du silence." Francis Ponge, dessen Texten Derrida ein eigenes Buch gewidmet hat (*Signéponge/Signsponge*, 1976/1983), dessen Texten er nun auch die Muschelmetapher für den Telefonapparat entnimmt, war selbst einer der Mitarbeiter von "Messages" im Jahr 42. Wie René Char neigte er zum "schweigenden Widerstand," derselbe Char, der die Zeitschrift nach dem Krieg fortführte, zusammen mit dem schon erwähnten, von de Man später zitierten Michel Leiris.

"Messages" mußte schon im ersten Jahr ihres Erscheinens von Paris nach Brüssel ausweichen, wo de Man eben dies Erscheinen als ein Ereignis ersten Ranges gerühmt hatte – in "Le Soir" zum 14. Juli 1942 (einem signifikanten Datum). Gegen Ende desselben Jahres sollte er sich an der Herausgabe des genannten Heftes beteiligen, zu dessen Beiträgern Aragon und Eluard zählten – um nur die offensivsten Namen zu nennen. Im darauf folgenden Jahr, als de Man seine Mitarbeit am "Soir" längst eingestellt hatte, erschien in Genf ein größerer Sonderband von "Messages," der vom einschlägigen Handbuch als "eines der markantesten Ereignisse der Résistanceliteratur" gewertet wird.⁷

Die Hinweise Derridas lassen sich inzwischen erhärten. Dasselbe Handbuch führt an erster Stelle der Zeitschriften des "literarischen Widerstandes" die von Pierre Seghers herausgegebene "Poésie 40, 41, 42, 43, 44". In No 14 von "Poésie 43" (vom Mai/Juni 1943) findet sich – nach Beiträgen von Aragon, Eluard, Elsa Triolet und anderen Mitgliedern der Gruppe von Villeneuve-

⁷ Karl Kohut (Hrsg.), *Literatur der Résistance und Kollaboration in Frankreich*, Bd. II "1940-1950" (Tübingen: Narr 1982), S. 72 ff.

lès-Avignon – in der regelmäßigen Spalte “Signaux et Courier,” am Ende der Rubrik “Signaux de Belgique” aus Seghers’ eigener Feder ein Nachtrag aus Brüssel. Es ist die Rede von einer “Palastrevolution,” namentlich von “Georges Lambrichs et Paul de Man qui défendaient la jeune littérature française.” Der Kontext ist eindeutig, nicht zuletzt durch die voran gegangene Ankündigung der nächsten Nummer von “Messages”, “sommaire à vous faire pâlir d’envie” (siehe oben). Am clandestinen Charakter der Ereignisse kann kein Zweifel sein, “sous la poésie se cachait *autre chose*” (Seghers).⁸

Das Stichwort der “Verteidigung der jungen französischen Literatur,” so harmlos es sich lesen mag, ist erhellend für eine Reihe von Artikeln des jungen de Man, einschließlich des antisemitischen Artikels. Es verweist auf die in der literarischen Diskussion seit der Niederlage Frankreichs beherrschende “Querelle des mauvais maîtres” und den Kanon der in ihrem Verlauf geächteten Autoren, allen voran André Gide. Ihn, den verfehmtesten, umstrittensten Schriftsteller der Zeit, hatte de Man in einer Passage “Sur les possibilités de la critique” (“Le Soir” vom 2.12.41) vor der Hypokrisie verfehlter moralischer Anwürfe in Schutz genommen. In dem inkriminierten Artikel über die Rolle der Juden aber hat er die Stirn, Gide mit drei weiteren Exponenten der geächteten Literatur, mit dem gleichermaßen verwerflichen Lawrence und dem auf kommunistischer Seite in Spanien kämpfenden Hemingway, vor allem aber auch mit dem Juden Kafka als den Gipfel der modernen Romanentwicklung zu feiern, in einer Reihe mit Stendhal, der übrigens eine weitere Schlüsselfigur derselben “Querelle” war: “Le plus dur, ce va être de renoncer à Stendhal,” lautete das ironische Fazit des “Figaro” (18.1.41), an das de Man offensichtlich anknüpft.

Für Fachleute der Literatur- und Ideologieggeschichte der Zeit ist die Bedeutung der “Querelle des mauvais maîtres” ein bewährter Anhaltspunkt: “la défense des auteurs concernés constituait un acte de résistance contre l’idéologie du nouvel *ordre moral* préconisé par Vichy,” kann man einer maßgeblichen Studie der letzten Jahre entnehmen.⁹ Man findet in den Konstellationen dieser Debatte, im Stichwort der “Verteidigung der jungen Literatur” und den damit verbundenen clandestinen “valeurs” interessante Koordinaten, will man den Ort des jungen de Man an der Schnittstelle des faschistischen und eines dezidiert nicht-faschistischen Textmilieus dieser Jahre abschätzen. Wie es denn auch einer weiteren Öffentlichkeit nicht schaden dürfte, die verdrängte Epoche aus dem Zustand ihrer jetzigen “Bewältigung,” das ist: dem Zustand völliger Unkenntnis zu befreien. Hier ist eine Menge zu lernen, nicht zuletzt über die Zweischneidigkeit unserer eigenen, moralisch so sicheren Diskurse, aber auch über die Notwendigkeit eines genaueren, weniger selbstgerechten, historisch weniger selbstvergessenen Lesens.

Derrida ist klug genug, am Ende seiner Verteidigung des guten Namens von Paul de Man das clandestine Schweigen, “Exercice du silence,” nicht mit voreiligen Schlüssen zu brechen. Ob der

⁸ Pierre Seghers in einem Interview mit Margarete Zimmermann (Juni 1980), *Lendemains: Zeitschrift für Frankreichforschung*, Heft 21 (1981), S. 3-28.

⁹ Wolfgang Babilas, “La Querelle des mauvais maîtres,” *Romanische Forschungen* 98 (1986), S. 120-152: 147.

Zufall solcher Spurensuche zur Hilfe kommt oder sie im Sand einer schwierigen Quellenlage verlaufen läßt, kann die laute Interessenlage im Fall de Man kaum ändern. Das Zeugnis des im letzten Jahr verstorbenen Pierre Seghers, zweifellos eines der genauesten Kenner der Résistance, des einstigen Mittelsmanns zwischen “zone Sud” und “zone Nord,” den an Personenkenntnis kaum einer übertroffen haben dürfte, ist gewichtig genug (siehe sein Standardwerk *La résistance et ses poètes*, 1974). Dem fatalen *Einerseits* mancher Artikel des jungen de Man, insbesondere der erschreckenden, im Nachhinein der Massenvernichtungen vollends unbegreiflichen antisemitischen Stellungnahme, hält es den Reflex eines möglichen *Andererseits* entgegen, das nicht allein in intellektueller Distanznahme bestanden hätte.

Nimmt man hinzu, was das “New York Times Magazine” jüngst (am 28.8.88) zu berichten wußte über das schwierige Schicksal der de Mans in jenen Jahren, von einem frühen Fluchtversuch Paul de Mans 1940 mit seiner ersten, rumänischen Frau, der an der spanischen Grenze scheiterte, aber auch dem, was das Magazin “the definitive evidence” nennt in der Widerlegung seines Antisemitismus, der Rettung eines jüdischen Pianisten und seiner Frau vor den Verfolgern 1942/43, die von den Verfolgten selbst bezeugt wird, so treten andere Züge in ein Bild, dessen Konturen – zeittypisch – unscharf sind.

Ein *Andererseits*, das zunächst auch verlangt, über der Eilfertigkeit, mit der man das späte Werk des Wissenschaftlers de Man aus der Schußlinie ungerechtfertigter Vorwürfe bringen möchte, das Andenken dessen nicht leichtfertig aufzugeben, der selbst nicht mehr zur Sache gehört werden kann.

Konstanz, im Herbst 1988.